

Über die Autorin:

Jacqueline Park lebt in New York City, Toronto und Miami. Sie war Professorin an der Universität New York, bevor sie sich dem Schreiben widmete. Ihr erstes Buch, »Das geheime Buch der Grazia dei Rossi«, war ein internationaler Bestseller.

JACQUELINE PARK

DAS REICH
DER HIMMEL

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Karin Dufner und Ulrike Laszlo

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »The Legacy of Grazia dei Rossi« bei House of Anansi Press, Toronto.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2016
Droemer Taschenbuch
© 2014 Jacqueline Park
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Antonia Zauner
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Shutterstock: 110332028/Anibal Trejo; Shutterstock:
214589065/Anna Poguliaeva; Türme: 110332028, shutterstock – Anibal
Trejo; Ornament: 214589065, shutterstock – Anna Poguliaeva
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30507-2

2 4 5 3 1

Für Heather Reisman



ISTANBUL

I

LÖSEGELD

Nach langen und erfolgreichen Jahren in den Diensten der Großen und Mächtigen überraschte es Judah del Medigo nicht, als aus heiterem Himmel ein Kurier in Rom eintraf, der ihm befahl, sofort bei seinem neuen Herrn, Süleyman dem Prächtigen, im Topkapi-Palast in Istanbul vorstellig zu werden.

Der Medicus wusste, dass überraschende und willkürliche Anweisungen dieser Art der Preis waren, den er für den Posten als oberster Leibarzt des Sultans bezahlen musste. Und ebenso wusste er, dass man sich den Wünschen eines Sultans nicht widersetzte. Also verabschiedete sich der Arzt trotz seines Widerstrebens mit einem Kuss von Frau und Sohn und ging an Bord des ersten Schiffs mit Ziel östliches Mittelmeer. Seine Familie ließ er in Rom zurück, wo sie ihre Habe packen würden, um später nachzukommen.

Als del Medigo am osmanischen Hof die Nachricht vom *Sacco di Roma* erreichte – die Stadt Rom war kurz nach seinem Aufbruch geplündert und niedergebrannt worden –, war er nicht übermäßig besorgt. Er hatte allen Grund, der Überzeugung zu sein, dass seine Familie der Verheerung unbeschadet entinnen würde. Schließlich hatte er sie im befestigten Palazzo Colonna in Rom dem Schutz der Patronin seiner Ehefrau, Isabella d’Este, der Marchesana von Mantua, übergeben, die er als Frau mit den besten Verbindungen und als Überlebenskünstlerin kannte.

Erst als der Arzt einige Wochen lang nichts von seiner Fa-

milie hörte, wurde ihm allmählich bang. Doch selbst dann erwähnte er dies nur beiläufig gegenüber dem *bailo*, dem venezianischen Gesandten, bei einer Begegnung am osmanischen Hof. Er wusste, dass die Venezianer sich darauf verstanden, die verschiedensten Gerüchte in Erfahrung zu bringen. Und tatsächlich erschien der *bailo* noch am selben Abend im Haus des Arztes, bewaffnet mit einer zusammengerollten Nachricht von einem seiner Zuträger.

Schweigend drückte der Venezianer dem Arzt den Bericht seines Kundschafters in die Hand, tätschelte ihm mitfühlend die Schulter, machte auf dem Absatz kehrt und ging ohne ein Wort davon. Nachdem der Arzt das Dokument entrollt und studiert hatte, verstand er den Grund.

Madonna Isabella d'Este ist wohlbehalten nach Hause gelangt, las er. Bedauerlicherweise fielen Angehörige ihres Haushalts vor der Isola d'Elba in die Hände von Piraten aus dem Mittelmeer. Obwohl ihr Schiff, die Hesperion, tapfer Widerstand leistete, kamen Besatzung und Passagiere auf See um. Und weil der Schreiber eben ein Venezianer war, hatte er noch einen Nachsatz hinzugefügt: Der Großteil von Madonna Isabellas kostbaren Schätzen ging gleichfalls verloren.

Die Nachricht traf den Arzt mit der Wucht eines Schlags in die Magengrube. Nie hatte er daran gezweifelt, dass die unerschrockene Marchesana Isabella seine geliebte Familie beschützen würde. Immerhin war Isabella eine geborene Este, und ganz gleich, was man dieser Familie nachsagen mochte, hielt sie doch stets ihre schützende Hand über ihre Getreuen. Nur, dass die Marchesana nun offenbar sicher in ihrem Palast in Mantua saß, während ihre Geheimschreiberin, Grazia dei Rossi, die Frau des Arztes, und ihr Sohn Danilo ertrunken waren.

Judah del Medigo war zwar nicht fromm, hielt jedoch die Gebote des jüdischen Glaubens ein. Am folgenden Tag verschloss er seine Türen, verhängte die Spiegel und setzte sich im Keller

seines Hauses im Dritten Hof des Topkapi-Palasts auf einen niedrigen Schemel, um zu weinen und zu trauern. Da er nicht dazu neigte, sich falschen Hoffnungen hinzugeben, betete er nicht darum, dass seine Liebsten zu ihm zurückkehren würden. Es gab keinen Grund anzunehmen, dass sie noch am Leben sein könnten. Der Bericht des Venezianers ließ keinen Zweifel an ihrem Schicksal. Und dennoch schlich der oberste Leibarzt des Sultans schon am sechsten Tag der Trauerzeit vor Morgengrauen durch die dunklen, stillen Straßen Istanbuls. Der Grund dafür war eine Lösegeldforderung, die in der Nacht zuvor unter seiner Tür durchgeschoben worden war.

*Die Frau ist tot, hieß es in dem Schreiben. Der Junge ist wohl-
auf. Ihr habt bis Morgengrauen Zeit, mit zweitausend Goldduka-
ten in der Piratenbucht zu erscheinen. Sollte das Lösegeld bei
Sonnenaufgang nicht bezahlt sein, wird der Junge auf dem Istan-
buler Sklavenmarkt an den Meistbietenden verkauft.*

Der Brief las sich wie ein hinterhältiger Betrugsversuch, einem trauernden Vater Geld abzupressen. Außerdem war der Arzt im Grunde zu klug, einer wie auch immer gearteten Abmachung mit den korsischen Seeräubern zu trauen, die auf den Gewässern des Mittelmeers ihr Unwesen trieben. Aber was, wenn die Korsen diesmal ausnahmsweise die Wahrheit sagten? Was, wenn sein Sohn noch lebte? Er konnte es nicht riskieren, diese Gelegenheit verstreichen zu lassen.

Und so wanderte der oberste Leibarzt des Sultans, einen Beutel mit Goldmünzen fest umklammernd, am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, durch das schlafende Istanbul. Als der Arzt die Böschung zur Piratenbucht hinunterkletterte, konnte er weder in den Wäldern, die die Küste säumten, noch am Strand ein Lebenszeichen entdecken. In der menschenleeren Landschaft war eigentlich nur eine einzige winzige Bewegung auszumachen: ein verlassenes Fischerboot, das an dem kleinen Steg in der Biegung der Bucht auf den Wellen tanzte. Das zer-

schlissene Segel am Mast des offenbar aufgegebenen Ruderboots ließ ihm die Szenerie noch trostloser erscheinen.

Inzwischen zeigte sich ein Streifen Sonnenlicht am Horizont. Die Geisterstunde war gekommen und gegangen, aber niemand war aufgetaucht, um das Lösegeld in Empfang zu nehmen.

Während der Arzt noch dastand, ins Leere blickte und zögerte, den letzten Funken Hoffnung aufzugeben, drang ihm das Geräusch eines zerbrechenden Zweiges ans Ohr, das offenbar aus dem stillen Wald hinter ihm kam.

Gerade wollte er sich danach umdrehen, als sich von hinten zwei Arme um ihn schlossen. Er spürte heißen Atem im Nacken.

»Habt Ihr das Gold mitgebracht?« Der Sprecher hatte eine rauhe Stimme und einen starken korsischen Akzent.

Der Arzt nickte.

»Her damit.«

Als er in seine Tasche griff, um den Beutel herauszuholen, wurde ihm dieser von einer behaarten Hand aus den Fingern gerissen und im nächsten Moment dazu benutzt, ihm einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf zu versetzen. Ein scharfer Schmerz durchschoss ihn. Dann wurde alles schwarz.

Judah del Medigo schlug die Augen auf. Inzwischen hatte sich der Angreifer mit dem Gold aus dem Staub gemacht, und die Wälder hinter ihm wirkten so menschenleer wie zuvor. Er war hereingelegt worden. Wie hatte er nur so ein Narr sein können, dem Wort korsischer Piraten zu vertrauen?

Doch was war das? Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass sich an Deck des aufgegebenen Ruderboots etwas regte. Gebannt beobachtete er, wie sich langsam eine Falltür öffnete und zwei Paar sonnengebräunter, muskulöser Arme in Sicht kamen. Sie trugen etwas, das wie ein in ein Laken gewickelter menschlicher Körper aussah.

Wie gebannt von dem Anblick, den er nach dem Schlag auf den Kopf zunächst als Trugbild deutete, rappelte der Arzt sich taumelnd auf. Jeden Moment rechnete er damit, dass sich das, was er vor sich zu haben glaubte, in Luft auflösen würde. Doch stattdessen schleppten die beiden Seeleute die eingehüllte Gestalt zum Bug des Schiffes und begannen, die Seile zu entfernen, mit denen sie verschnürt war.

Sie haben gesagt, dass er noch lebt, hielt sich der Arzt vor Augen. Doch konnte er ihren Worten Glauben schenken?

Einer der Seeleute zückte ein Messer. *Oh, mein Gott, sie werden ihn vor meinen Augen töten.*

Aber nein. Der Seemann verwendete das Messer, um die schwarze Kapuze der verummten Gestalt am Hals aufzuschlitzen, worauf eine einzige goldene Locke in eine Stirn fiel. Dann erschien eine Nase. Danach ein Kinn und darüber ein Mund. Anschließend ein klares, blaues Augenpaar. Zu guter Letzt war der ganze lebendige Junge zu sehen, der die Arme zum Ufer ausstreckte.

Die Seeleute führten ihren Gefangenen über eine schmale Planke vom Deck zum Steg. Und endlich wurde Danilo del Medigo in die wartenden Arme seines Vaters entlassen.

Das war der Augenblick, in dem Judah del Medigo begann, an Wunder zu glauben. Sofern man dieses Wort auf einen schlachtenerproben, ein wenig von Gliederreißen geplagten alten Kämpfen anwenden konnte, schwebte der oberste Leibarzt des Sultans an jenem Tag regelrecht durch die Straßen Istanbuls – von der Piratenbucht zu seinem Haus im Topkapi-Palast, seinen Sohn in den Armen. Er bettete ihn auf einen Strohsack neben seiner eigenen Schlafstatt und hüllte ihn in eine nach Lavendel duftende Steppdecke. Allerdings erst, nachdem er den Jungen gewaschen, frisiert und massiert hatte, bis er einigermaßen sauber und entspannt war.

Dabei konnte der Arzt in ihm nicht anders, als seinen Sohn,

unmerklich, wie er hoffte, auf seine körperliche Unversehrtheit hin zu untersuchen. Und als Judah del Medigo in jener Nacht mit dem wie durch ein Wunder zu ihm zurückgekehrten Jungen neben sich einschlief, war er guter Dinge, dass sein Sohn, angesichts dessen, was er durchlitten hatte, bei bemerkenswert guter Gesundheit war. Keine Knochenbrüche oder Blutergüsse, keine Hinweise darauf, dass man ihn hatte hungern lassen oder er geschlagen worden war.

Erst am nächsten Tag wurde Judah klar, dass sein Sohn zwar körperlich wohl auf war, sich allerdings in einem Zustand der Teilnahmslosigkeit zu befinden schien. Er regte sich kaum und sagte nur etwas, wenn man ihn ansprach. Diese bleiche, gehorsame und unterwürfige Hülle, die nie Widerworte gab, hatte nur wenig mit dem lebhaften, wilden kleinen Jungen gemein, von dem er sich vor nur wenigen Monaten in Rom verabschiedet hatte. Als der Arzt versuchte, ihm mit köstlichem Essen oder Gesprächen eine Reaktion zu entlocken, nahm der Junge das zwar mit einem Nicken zur Kenntnis, zeigte jedoch keinerlei Anzeichen dafür, dass er die Zuwendungen seines Vaters zu schätzen wusste. Dennoch verwöhnte Judah ihn mit Eiern, Fleisch und Reis, in der Hoffnung, den Tatendrang wieder zu wecken, der stets sein Naturell ausgemacht hatte.

Dennoch war der Arzt außer sich vor Freude, wieder mit seinem verloren geglaubten Sohn vereint zu sein, und dankte jeden Morgen in seinen Gebeten Gott für die wundersame Rettung des Jungen. Allerdings hatte er als oberster Leibarzt des Sultans die Pflicht, seinen Herrn in jedem Frühling auf das Schlachtfeld zu begleiten. Konnte er seinen verstörten Sohn guten Gewissens der Obhut Fremder überlassen? Oder würde er gar seinen Dienst quittieren müssen, um sich ganz der Genesung des Jungen zu widmen?

Während er noch mit dieser Entscheidung rang, traf ein Schreiben des Sultans ein. Süleyman schlug vor, den Sohn des

Arztes während des anstehenden Feldzugs bei den königlichen Kindern in der sogenannten Prinzenschule unterzubringen, die dem Harem des Sultans angegliedert war. Dort würde man sich so gut um ihn kümmern wie um einen Prinzen. Das Angebot war verlockend. Doch nach zwei schlaflosen Nächten und vielen Gebeten kam Judah zu dem Schluss, dass er gezwungen sein würde, wegen dringender Familienpflichten sein Amt als oberster Leibarzt niederzulegen.

In der Zwischenzeit würde er sich nach Kräften bemühen, einen Nachfolger für sich zu finden, der Süleyman auf dem Schlachtfeld dienen konnte. Die Überzeugung, dass diese Entscheidung die richtige war, beruhigte sein Gewissen. Nun blieb ihm nur noch, den Sultan davon in Kenntnis zu setzen.

Doch Süleyman der Prachtige war kein Mann, der Widerspruch von einem einfachen Arzt duldete. Wie die Päpste in Rom und gewisse christliche Fürsten, deren Überlebenswille stärker war als religiöse Bedenken, bevorzugten die osmanischen Sultane jüdische Ärzte. Unbelastet von mittelalterlichen christlichen Tiraden gegen die »heidnischen Wissenschaften«, praktizierten jüdische Ärzte weiterhin nach den Lehren von Asklepios und Hippokrates. Dank dieser Kenntnisse waren sie als ausgezeichnete Mediziner aus dem Mittelalter hervorgegangen. Und Judah del Medigo gehörte zu den Besten seines Fachs.

Der Sultan hatte mehrere Jahre lang versucht, den jüdischen Arzt von verschiedenen europäischen Höfen abzuwerben, bis er ihn sich endlich hatte verpflichten können. Deshalb war er nicht bereit, sich vom unerwarteten Erscheinen eines mutterlosen Jungen seines Kriegsarztes berauben zu lassen. Insbesondere nicht jetzt, denn seine Gicht, gegen die angeblich nur jüdische Ärzte ein Heilmittel wussten, erschwerte es ihm zunehmend, in den Sattel zu steigen.

Süleyman war sich sicher, seinen Arzt umstimmen zu können, indem er ihn zu einer freundschaftlichen Unterhaltung

einlud. Er erinnerte ihn daran, dass die Kriegssaison erst in einigen Monaten beginnen würde, weshalb kein Grund für eine überstürzte Entscheidung bestehe. Dann drängte er den Arzt, das Ansinnen, seinen Abschied zu nehmen, noch einmal zu überdenken.

»Ich gebe Euch mein Wort, dass Euer Sohn in der Schule meines Harems als Teil meiner eigenen Familie unter dem aufmerksamen Blick der Sultansmutter studieren wird«, beschwor er ihn. »Diese Lösung wäre doch um einiges weniger gefährlich, als ihn aufs Schlachtfeld mitzuschleppen oder der Obhut Fremder zu überlassen.« Um seinen Vorschlag noch zu versüßen, erbot er sich, einen bewaffneten Leibwächter für den Jungen abzukommandieren, der ihn jeden Tag vom Haus des Arztes im Topkapi-Palast in die Prinzenschule begleiten würde, solange Judah in der Schlacht war. Die Aussicht war wirklich verlockend.

Judahs Entschlossenheit geriet ins Wanken. Sein Verstand sagte ihm, dass das Angebot des Sultans alle seine Schwierigkeiten lösen würde. Aber sein Vaterherz widersprach, der Junge sei noch nicht bereit, erneut von einem Elternteil verlassen zu werden. Und überdies dem einzigen, das er noch hatte, um ihn durch den Irrgarten der düsteren Erinnerungen zu geleiten, die ihn weiterhin plagten. Allerdings gab ihm der Vorschlag des Sultans mehr Zeit, um in Erfahrung zu bringen, was genau während der Gefangenschaft des Jungen auf dem Piratenschiff vorgefallen war – eine Gelegenheit also, den Schlüssel zu seiner Verzweiflung zu finden. Gut, die unvermeidliche Trauer eines Kindes um seine geliebte Mutter konnte Tränen, Ohnmacht, ja, sogar Schwindelanfälle zur Folge haben – doch keine solche völlige Lähmung. Welchen Grausamkeiten hatten die verfluchten Korsen Danilo unterworfen, um ihm derart Schaden zuzufügen?

Vermutlich hätte er die Antwort nie erhalten, hätte sich nicht eine verlorene Seele in der Dunkelheit auf die Ländereien des Sultans verirrt, auf ein morastiges Gelände vor der Mauer des

Dritten Hof. Wenn sich ein Eindringling in die Nähe des *selamlik*, des Männertrakts im Palast, wagte, wurde er mit einem Warnschuss aus der Muskete eines Janitscharen zum Teufel gejagt. Und genau das geschah auch in jeder Nacht. Als der Schuss durch den Palast bis in den Dritten Hof hallte, war es aus mit der Nachtruhe im Haus des Arztes, wo Judah del Medigo und sein Sohn friedlich schliefen.

Sobald der Schuss fiel, sprang der Junge von seinem Strohsack auf, als wäre er selbst getroffen worden, und griff sich in Todesangst ans Herz. »Nein, nicht schießen!«, bettelte er. »Nee-eein ...«

Darauf folgte ein kläglicher Schrei, der einem das Blut in den Adern gefrieren ließ. »Nicht Mama. Nicht, ich bitte Euch. Nehmt mich ... nehmt mich.«

Der Musketenschuss hatte eine Lawine aus aufgestauten Erinnerungen losgetreten, die sich in herzerreißenden Schluchzern Bahn brach. Und endlich, mit tränenerstickter Stimme, kam das Geständnis.

»Es war alles meine Schuld. Sie hat mich angefleht, wieder runterzukommen. Ich habe nicht auf sie gehört. Wenn ich gehorcht hätte, hätte der Pirat nicht mit seiner Muskete auf mich gezielt, und sie hätte sich nicht dazwischengeworfen, um die Kugel abzufangen. Dann wäre sie jetzt hier und am Leben.« Eine lange Pause. »Ich habe sie umgebracht.«

Ein Blick in das Gesicht seines Sohnes sagte Judah, dass er diesem Wahnsinn Einhalt gebieten musste. Sanft, aber dennoch mit Nachdruck, umfasste er das blasse Gesicht des Jungen mit beiden Händen.

»Hattest du eine Muskete?«, fragte er in eindringlichem Ton. Als Schweigen herrschte, hakte er mit väterlicher Strenge nach: »Antworte.«

»Nein.« Seine Stimme war kaum zu hören.

»Also, wer hatte die Muskete?«

»Der Pirat. Sie nannten ihn Rufino.«

»Dann war es der Pirat Rufino, der deine Mutter getötet hat. Nicht du.«

»Nein. Nein.« Der Junge entwand sich dem Griff seines Vaters. »Du warst nicht dabei. Du weißt nicht, was geschehen ist.«

»Erzähl es mir«, forderte der Arzt ihn sanft auf.

Offenbar hatte Judah den richtigen Ton getroffen. Danilo holte tief Luft, straffte die Schultern und fing an, seinem Herzen Luft zu machen.

»Madonna Isabella hat die *Hesperion* verlassen, um auf dem Landweg nach Mantua zu reisen, weil sie seekrank war«, begann er, anfangs zögernd. Doch als er weitersprach, wurde seine Stimme fester. »Bevor sie von Bord ging, hat sie mich gebeten, ihr Gepäck mit meinem Leben zu bewachen und es wohlbehalten zurück nach Mantua zu bringen. Ihre Truhen enthielten Schätze – ein Wandteppich von Raffael, der ihr, wie sie sagte, mehr bedeutete als ihr Leben. Als die Piraten angriffen, hat die Besatzung sich tapfer gewehrt. Aber die *Hesperion* ist im Stauraum leckgeschlagen, und Wasser drang ein. Da haben Rufino und seine Leute Madonna Isabellas Wertsachen von unserem Schiff auf ihres gebracht. Ich konnte nur an mein Versprechen denken, auf ihre Habe aufzupassen. Also bin ich auf die Truhen geklettert, um sie zu bewachen. Als Rufino mir befohlen hat, zu verschwinden, habe ich mich nicht von der Stelle gerührt. Er hat gedroht, bis drei zu zählen.

›Eins.« Der Pirat hat die Muskete an die Schulter gehoben. Ich habe gesehen, wie Mama auf uns zulief.

›Zwei.« Er hat den Daumen auf den Abzug gelegt.

›Drei.« Er hat abgedrückt. Der Schuss knallte, als Mama sich in die Schusslinie geworfen hat. Anfangs geschah nichts ... dann ist sie einfach vor mir zu Boden gefallen.«

Es standen keine Tränen in den Augen des Jungen. Nur eine

stumpfe Leere. »Die Kugel war für mich bestimmt. Ich habe sie getötet.«

»Der Pirat hat die Kugel abgefeuert, nicht du«, beharrte Judah.

»Aber wenn ich gehorcht hätte ...«

»Dann wäre es immer noch der Pirat gewesen, der deine Mutter auf dem Gewissen hat. Diese Männer kennen keine Gnade. Mord ist ihr Geschäft. Als ich dich in der Piratenbucht gesehen habe, warst du in ein Laken gewickelt. Sie hatten dich an Knöcheln und Handgelenken gefesselt und dir eine Kapuze über den Kopf gestülpt. Du warst ihr Gefangener. Sie hätten dich umgebracht.«

»Du verstehst nicht, Papa. Sie hätten mich nie getötet. Sie haben mich gefesselt, damit ich nicht ertrinke. Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Willst du behaupten, diese Banditen hätten dir aus Mitleid beigestanden?«

»Natürlich nicht. Ich mag verwirrt sein, Papa, aber ich bin kein Narr. Ich weiß, dass sie mich gerettet haben, um mich in Istanbul auf dem Sklavenmarkt zu verkaufen. Aber immerhin haben sie mich lebendig aus dem Wasser gefischt.«

»Nachdem sie dich hineingeworfen hatten?«

»Nein, nein. Sie haben Mamas Leiche in eine Holzkiste gelegt und sie über Bord gekippt. Als ich sah, wie sie in den Wellen versank, wollte ich ihr folgen und tot sein wie sie. Also bin ich ihr nachgesprungen. Danach haben sie mich gefesselt, damit ich es nicht wieder versuche.«

Judah hatte sich eingeredet, er würde einen Weg finden, seinen Sohn von seinem Leiden zu kurieren, wenn er erst einmal das Geheimnis entschlüsselt hatte, welche Qualen er in den Händen der Korsen hatte erdulden müssen. Doch nachdem der Junge seine grausigen Erinnerungen geschildert hatte, stand er wieder bleich, schweigend und reglos vor seinem Vater. Offen-

bar hatte es Danilos Schuldgefühle und Schmerz nicht lindern können, diesen Alptraum noch einmal zu durchleben. Es würde Monate, ja, womöglich Jahre dauern, seinen Sohn aus dem dunklen Loch der Verzweiflung zu holen, in das er gefallen war, dachte Judah. Inzwischen hatte er nicht mehr den geringsten Zweifel daran. Deshalb würde es für den obersten Leibarzt des Sultans in diesem Jahr keinen Feldzug geben. Danilos Seelenfrieden war viel wichtiger als die Wünsche des Sultans. Und vor allem anderen war Judah seinem Sohn verpflichtet.

DAS GESCHENK DES SULTANS

Den Vertrauten des Sultans war es ein Rätsel, warum dieser das Ausscheiden seines obersten Leibarzts so klaglos hinnahm. Nach den strengen Gesetzen des Osmanischen Reichs kam es einem Hochverrat gleich, nicht unverzüglich und voller Begeisterung in die Schlacht zu ziehen. Und dennoch bewohnte dieser jüdische Arzt, der, wie man munkelte, dem Befehl des Sultans, ihm im Frühjahr auf das Schlachtfeld zu folgen, widersprochen hatte, noch immer im Haus des Arztes und spazierte unbestraft durch den Palast. Für so ein Abweichen von den Regularien gab es nur eine mögliche Erklärung: Der Arzt hatte den Sultan verhext. Er war ein Zauberer.

Allerdings blieb die Frage offen, warum Judah del Medigo seinen eigenen Sohn nicht heilen konnte, wenn er doch über Zauberkräfte verfügte. Der Junge irrte noch immer bleich, antriebslos und schweigend auf dem Gelände herum. Nie zeigte er auch nur die Spur eines Lächelns, geschweige denn, dass er je laut gelacht oder sich sonst wie ein normaler Elfjähriger benommen hätte. Was den Arzt anging, ließ ihm die nicht voranschreitende Genesung seines Sohnes wenig Hoffnung, der oberste Leibarzt des Sultans bleiben zu können. Und trotzdem machte der Sultan keine Anstalten, einen Nachfolger für ihn zu suchen. So schien es wenigstens.

Und dann, eines Morgens, fuhr unangekündigt ein Wagen am Haus des Arztes vor. Er zog einen Karren, auf dem ein Pferd stand, und wurde von einem Stallburschen gezogen, der eine

Kappe mit der aufgestickten Tughra des Sultans trug. Als der Diener des Arztes öffnete, verkündete der Stallbursche, er habe hier ein Geschenk für den Sohn des Arztes, den jungen Herrn Danilo des Medigo.

Hurtig wurde der Junge gewaschen und angezogen und, noch schlaftrunken, an die Tür gebracht, um seinen Besucher zu empfangen. Daraufhin öffnete der Stallbursche die rückwärtige Klappe des Karrens und führte ein geschecktes Pferd – eindeutig ein Vollblut – heraus. Der Sattel auf seinem Rücken war mit vergoldeten Kanten abgesetzt, das Zaumzeug mit goldenen Prägearbeiten verziert.

Da der Arzt in diesem Moment neben seinem Sohn auf der Schwelle stand und einen Arm schützend um seine Schultern gelegt hatte, wurde er Zeuge eines Ereignisses, auf das er kaum noch zu hoffen gewagt hatte. Beim Anblick des Pferdes weiteten sich die Augen des Jungen. Und als der Stallbursche ihm die Zügel hinhielt, eilte er zu ihm, um sie ihm abzunehmen, so wie jeder Elfjährige es getan hätte, wenn man ihm ein Rassepferd schenkte.

»Ist das für mich? Darf ich es behalten?«, fragte er Judah, und zwar mit einer Begeisterung in der Stimme, die er trotz aller aufmunternden Bemühungen seines Vaters bis jetzt für nichts hatte aufbringen können.

Der Stallbursche antwortete, bevor der Arzt Gelegenheit dazu hatte. »Im Osmanischen Reich gilt es als Beleidigung, ein Geschenk des Sultans abzulehnen«, erwiderte er. »Und das Pferd ist ein Geschenk des Sultans.«

Damit war die Angelegenheit geklärt. Während sich Judah verdattert geschlagen gab, führte der Stallbursche den Jungen und sein Pferd durch das Tor der Begrüßung zu den Stallungen des Sultans im Zweiten Hof, wo für das Tier ein Platz bereitgestellt war.

Sein Vater konnte nur vermuten, womit sich Danilo den Rest des Tages die Zeit vertrieb. Allerdings fiel ihm auf, dass der Jun-

ge, der noch am Morgen das Pferd zu Fuß zu den Stallungen begleitet hatte, am Nachmittag hoch zu Ross zurückkehrte. Doch erst als Judah mit eigenen Augen sah, welche Freude es seinem Sohn bereitete, auf seinem Schecken im Hof umherzureiten, fragte er sich, warum er nicht selbst auf den Gedanken gekommen war, den Jungen mit einem Pferd aufzuheitern. Allerdings lag die Antwort auf der Hand: Judah del Medigo war kein Freund von Pferden. Wenn man ihm die Wahl ließ, entschied er sich stets für Kutsche oder Sänfte. Sollte ein Ritt unvermeidlich sein, zog der Arzt einen fügsamen Muli einem lebhaften Vollblut bei weitem vor. Weil er mit Pferden also nicht so recht warm wurde, konnte er sich nur ausmalen, dass ein täglicher Galopp seinem Sohn als Ablenkung von den schmerzlichen Erinnerungen an den Tod seiner Mutter diene. Was der Arzt nicht ahnte, war, dass Danilo seine Mutter beim Preschen über die Felder keineswegs vergaß. Weit gefehlt, denn er dachte dabei an die vielen glücklichen Jahre, die sie Seite an Seite nebeneinander hergeritten waren; wenn er im Sattel saß, war sie immer bei ihm.

Außerdem erlebte Judah nie die allabendlichen Begegnungen an den Ställen mit, wo die Prinzen der Haremsschule sich nach dem Ausritt trafen, um ihre Tiere zu striegel. Da sie alle jung waren und darauf brannten, sich miteinander zu messen, kam es unweigerlich zu gelegentlichen Wettrennen auf den Reitwegen und bald auch zu Springturnieren auf der Hindernisstrecke hinter der Haremsschule.

Als Danilo schon beim ersten Versuch die höchste Hürde mühelos nahm, wurde er sofort in die Bruderschaft der wettkampfbegeisterten Prinzen aufgenommen. Gut, der Neuankömmling war nicht in der Lage, sich in einer Kultursprache wie Türkisch, Arabisch oder Persisch zu verständigen, doch unter den jungen Burschen waren gewonnene Rennen und hohe Sprünge allemal angesehener als ein großer Wortschatz – denn die Osmanen wa-

ren tief in ihrem Innersten ein Reitervolk geblieben. Zudem hingen sie bekanntermaßen dem Grundsatz an, dass Leistung höher zu bewerten sei als Geburt, Rasse oder gar Absonderlichkeiten wie gelbes Haar. Als seine neuen Gefährten den fremden Jungen zu einem Turnier mit dem *gerit* herausforderten und sich herausstellte, dass er Geschick im Umgang mit der beliebten türkischen Lanze hatte, war sein Platz in ihren Reihen gesichert.

So war Danilo zunehmend außer Haus beschäftigt. Er verbrachte immer weniger Zeit in Gesellschaft des Arztes, sondern traf sich lieber mit seinen neuen Kameraden von der Haremschule. Und so war der Plan des Sultans aufgegangen, ohne dass es dem Jungen und seinen Freunden aufgefallen wäre. Im Laufe der Wochen stellte der Arzt fest, dass er seinen Sohn eigentlich nur noch am Abend und am Tag des jüdischen Sabbats sah, wenn sie gemeinsam die Synagoge besuchten. Allmählich und unbemerkt wuchs der Junge in die Rolle eines Zöglings der Haremsschule hinein. Und Judahs Gründe, sich zu weigern, einen Sohn zurückzulassen, der ohnehin meist durch Abwesenheit glänzte, verloren ihre Gültigkeit.

Mit der Zeit stellten sich ganz von selbst im Leben des Jungen regelmäßige Abläufe ein. An den Wochentagen und sonntags ritt er in Begleitung eines Stallburschen zur Schule und wieder nach Hause. Samstags studierte er in der Ahrida-Synagoge die Tora. Es war die älteste Synagoge Istanbuls und ein Jahrhundert zuvor von jüdischen Händlern aus Thessaloniki gegründet worden. Seit ihrer Vertreibung aus Spanien im Jahr 1492 hatten die osmanischen Sultane jüdische Flüchtlinge willkommen geheißen. Deshalb unterhielt die jüdische Gemeinde in den zwanziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als Judah del Medigo eintraf, um dem Sultan zu dienen, annähernd ein Dutzend Synagogen. Also hatte der wählerische Gläubige die Möglichkeit, sich zwischen der sephardischen, römischen und aschkenasischen Glaubensrichtung zu entscheiden.

Judah betete am liebsten in der kleinen sephardischen Gemeinde der Ahrida-Synagoge, dem angestammten Gotteshaus der jüdischen Ärzte des Sultans. Und als der Arzt in die Schlacht zog, wurde diese Gemeinde auch zum Mittelpunkt des jüdischen Lebens seines Sohnes. Obwohl sein Vater es nur halbherzig duldete, verstand sich der Junge bald gut darauf, geschickt zwischen moslemischen Wochentagen und jüdischen Wochenenden im Istanbuler Stadtviertel Balat zu wechseln. Es dauerte nicht lange, bis er die Kluft zwischen diesen beiden Seiten mühelos überbrückte, während der Abwesenheit seines Vaters stets beaufsichtigt von der ersten Dame des Landes, der Sultansmutter.

Sich in der jüdischen Welt zurechtzufinden, war nicht weiter schwer, da die Mitglieder der kleinen Ahrida-Gemeinde ihn mit offenen Armen empfingen. In der Prinzenschule hingegen bedeutete die Sprache eine Hürde, die um einiges schwieriger zu überwinden war als die höchsten Reithindernisse.

Der Sultan hatte dem Arzt zwar sein Wort gegeben, dass sein Sohn so gut ausgebildet werden würde wie ein Prinz – nur dass die mangelnden Sprachkenntnisse des Jungen dieser guten Absicht von Anfang an im Wege standen. Und so musste Danilo im Laufe der Wochen die Erfahrung machen, dass er in seinen Studien immer weiter hinter seine Klassenkameraden zurückfiel.

Was tun? In seiner Verzweiflung wandte sich sein Lehrer an die Sultansmutter, eine Frau, die ihrem Sohn ihr Leben lang Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt hatte, von deren Vorhandensein er selbst gar nichts ahnte.

Und auch diesmal fand die Sultansmutter eine Lösung, die so elegant und praktisch war wie sie selbst. Offenbar brauchte der junge del Medigo einen Tutor, also jemanden, der jeden Tag mit ihm Lesen übte, um seine Zunge an die türkische Sprache zu gewöhnen. Selbstverständlich hätte jeder der älteren Prinzen

diese Aufgabe übernehmen können. Aber die Sultansmutter war der Ansicht, dass sich ihr Mündel Saida, die mutterlose Tochter des Sultans, am besten dafür eignete. Die Prinzessin war knapp elf Jahre alt und ihren Altersgenossen haushoch überlegen; ihr würde es mit Sicherheit gelingen, dem ausländischen Jungen seine Lektionen nahezubringen, während sein Vater im Dienste des Sultans auf Reisen war. Die Vereinbarung wurde getroffen, ohne Tutorin und Schüler zuvor nach ihrem Einverständnis zu fragen.

Hätte man Danilo die Wahl gelassen, er hätte sich nur über seine Leiche von einem Mädchen unterweisen lassen. Da ihm jedoch klar war, dass er in dieser Angelegenheit nichts mitzureden hatte, beschloss er, so schnell wie möglich zu lernen, um das lästige Mädchen rasch wieder loszuwerden.

Auch Saida hätte sich gern vor dieser Verpflichtung gedrückt. Sie fand, dass dieser Danilo so seltsam blass aussah und außerdem statt Haaren Stroh auf dem Kopf und leuchtend blaue Augen hatte, deren Farbe ihrer Ansicht nach besser zu Bodenfliesen passte als in ein menschliches Gesicht. Doch sie war zu gut erzogen, um laut zu widersprechen, und machte ihrem Widerwillen nur mit einem Schmollmündchen Luft.

»Was habt Ihr, Prinzessin?«, erkundigte sich der Lehrer. »Der Fremde ist klug und wird leicht lernen.«

Das Schmollmündchen wurde verkniffener. »Er hält sich nicht gerade«, murmelte sie.

»Was?«

»Er hält sich nicht gerade«, wiederholte sie. »Er hat keine Manieren.« Im Regelwerk ihrer Großmutter war ein gerader Rücken die Voraussetzung für einen Platz im Paradies.

»Im Sattel tut er es sehr wohl«, wies der Lehrer sie sanft zu recht. »Seht ihn Euch morgen auf der Reitbahn an. Beobachtet, wie er auf dem Pferd sitzt.«

Als Saida am folgenden Nachmittag über den Reitplatz trab-

te, behielt sie Danilo del Medigo sorgsam im Auge. Und tatsächlich musste sie einräumen, dass sich sein Rücken aufrichtete, sobald er einen Fuß in den Steigbügel setzte, und dass er ebenso aufrecht im Sattel saß wie alle ihre Brüder. Also stimmte sie widerstrebend zu, ihn zu unterrichten.

Da die Entscheidung, welches Buch sie studieren sollten, bei ihr lag, fiel die Wahl der Prinzessin auf die türkische Übersetzung von *Tausendundeine Nacht*, ein Band, den ihr Vater ihr geschenkt hatte. Die Geschichte der Scheherazade, eines jungen Mädchens, das sich Märchen ausdenken muss, um buchstäblich seinen Kopf zu retten, hatte sie von der ersten Seite an begeistert.

Wäre Danilo gefragt worden, er hätte wohl einem der alten türkischen Epen über die muslimischen Ghazi-Krieger den Vorzug gegeben. Allerdings befand die Prinzessin verächtlich, dass sich diese Lektüre nur für Soldaten und Bauern eignete.

»Wir werden *Tausendundeine Nacht* lesen«, erklärte sie ihm wie einem zurückgebliebenen Kind, »weil zwischen uns, die wir in diesem Serail erzogen werden, und denen, die nicht im Palast zur Schule gehen, ein großer Unterschied besteht, und zwar der, dass wir wahrhaft kultiviert sind. Außerdem enthält die Geschichte viele persische und arabische Wörter, die du lernen musst.«

Kein Junge lässt sich gern von einem Mädchen herumkommandieren, insbesondere, wenn dieses auch noch jünger ist. Es war demütigend. »Sie ist herrschsüchtiger als ein alter Lehrer«, beschwerte Danilo sich bei seinem Vater.

Doch er hatte schon genug Wettkämpfe hinter sich, um zu wissen, wann man sich geschlagen geben musste. Deshalb machte er gute Miene zum bösen Spiel, und so führte die Prinzessin ihn im Laufe der nächsten Monate durch die Abenteuer von »Aladin und die Wunderlampe«, »Ali Baba und die vierzig Räuber« und »Sindbad der Seefahrer«. Danilo las jede Geschichte laut vor, wobei die Prinzessin ihn Absatz für Absatz

verbesserte. Als sie bereit waren, sich den längeren und weniger bekannten Märchen zuzuwenden, war Danilo Scheherazade ebenso verfallen wie dem Mann, der sonst die Angewohnheit hatte, Jungfrauen zu heiraten und sie am Morgen nach der Hochzeit zu ermorden. Wie Tausende andere Leser vor ihm konnte sich der Junge der Magie, den Abenteuern, den Katastrophen und den Scherzen nicht entziehen, die Scheherazade viele Jahrhunderte lang in den Köpfen der Menschen am Leben erhalten hatten.

Nur, dass es einige Tage, nachdem sie angefangen hatten, »Die Geschichte des Lastträgers und der drei Damen« zu lesen, zu einem plötzlichen Zerwürfnis zwischen Schüler und Lehrer kam. In dieser Geschichte wird der Lastträger auf dem Marktplatz von einer ehrbaren Dame angesprochen, die mit Gold durchwirkte Schuhe trägt und mit dem Geld nur so um sich wirft. Als der Lastträger aufgefordert wird, sie nach Hause zu begleiten, nimmt er die Einladung an, ohne einen Augenblick zu zögern.

Die Dame führt ihn durch ein Tor, das aus zwei mit Goldintarsien verzierten Ebenholzplatten besteht, in einen vornehmen Salon. Dort wird er einer zweiten Dame vorgestellt – dem Sinnbild von Schönheit, Liebreiz, Ebenmaß und vollkommener Anmut. In Saidas Buch war die Stirn der Frau blütenweiß, ihre Wangen rosig wie eine Anemone und ihre Augenbrauen geformt wie der Halbmond, der den Ramadan einläutet. Diese Einzelheiten, in denen die Prinzessin besonders schwelgte, ließen Danilo hingegen kalt. Wen kümmert das?, dachte er bei sich.

Aber zumindest der Lastträger in der Geschichte ist betört. Nachdem die drei dem Wein und einem Mahl zugesprochen und anschließend getanzt und gelacht hatten, macht sich der inzwischen betrunkenen Lastträger nämlich an beide Frauen heran. Er küsst, tändelt, beißt, berührt, liebkost und befigert.

Beim Weiterlesen merkte Danilo trotz seiner anfänglichen

Langeweile auf. Deshalb war er mehr als ein wenig verärgert, als Saida in ihrer oft recht kleinlichen Art verkündete, dass Schluss für heute sei. Danilo flehte tatsächlich darum, nur noch eine Seite lesen zu dürfen. Sie ließ sich erweichen. Er las.

Nun füttert eine der Damen den Lastträger mit Leckereien, während die andere ihm einen Klaps versetzt und ihn in die Wangen kneift. Der Lastträger fühlt sich wie im Paradies, ja, eigentlich wie im siebten Himmel.

Wie so häufig in Scheherazades Geschichten klopft ausgerechnet in diesem Augenblick ein Besucher ans Tor. Es ist Harun ar-Raschid, der Kalif von Bagdad, der in jener Nacht seinen Palast verlassen hat, um zu erfahren, was es in seinem Reich Neues gibt.

Harun ar-Raschid. Der Name weckte eine Erinnerung in Danilo. Er hatte die weiche melodische Stimme seiner Mutter im Ohr, wenn sie ihn aussprach. Er hatte den Namen aus dem Mund seiner Mutter Grazia, der Schreiberin, vernommen.

»Warum liest du nicht weiter?«, fragte die Prinzessin.

»Weil ich schon von Harun ar-Raschid gehört habe, und zwar öfter.«

»Du hast die Geschichte meines Vorfahren gelesen?«

»Nein. Aber der Name Harun ar-Raschid kommt in einem Gedicht vor, das meine Mutter Madonna Isabella d'Este und den anderen Damen in Rom vorgelesen hat. Das Gedicht behandelt Kaiser Karl den Großen und seine Paladine und trägt den Titel *Orlando Furioso – Der rasende Roland*.«

Sie nahm das mit bemerkenswerter Herablassung auf. »Und was hat dieser Kaiser mit meinem Vorfahren Harun ar-Raschid zu tun?«, erkundigte sie sich.

»Harun war Sarazene«, erklärte Danilo höflich. »Und ein Feind des christlichen Kaisers.«

»Harun war ein mächtiger Kalif.« Stolz richtete sie sich auf. »Er war der fünfte Sohn von Abbas, der Bruder des Kalifen

Musa al-Hadi, der Sohn des al-Mansur und Führer der Gläubigen. In meiner Familie wird er als Held verehrt.«

»Er war der Feind meiner Ahnen«, entgegnete der Junge. Inzwischen waren sie beide aufgesprungen und blickten einander finster an.

»Dann bin ich auch deine Feindin«, verkündete sie.

»Und ich bin dein Feind«, gab er zurück.

Bei diesen Worten wirbelte sie herum und stürmte hinaus. Danilo verstand nicht ganz, was soeben geschehen war, wurde aber das Gefühl nicht los, dass er einen Fehler gemacht hatte.

»Prinzessin!«, rief er ihr nach.

Noch vor dem Klassenraum holte er sie ein. »Bitte verzeih mir, dass ich die Stimme gegen dich erhoben habe. Ich muss mich entschuldigen.«

Sie wich seinem Blick aus.

»Du warst so gütig zu mir, hast mir viel Zeit geopfert und dein Wissen mit mir geteilt«, fuhr er fort. »Und ich habe es dir mit Unhöflichkeit gedankt. Wenn ich es dir vielleicht erklären darf...«

Sie sah ihn an.

»Karl der Große ist für mich von persönlicher Bedeutung«, begann er. »Seine Paladine waren die ersten edlen Ritter. Und mein Vater war – ist – ein Ritter.«

»Dein Vater, der Arzt, ist ein Ritter?«

»Mein Vater, der Arzt, wurde im Dienst des französischen Königs François dem Ersten in der Schlacht verwundet. Er wurde von Graf Pirro Gonzaga, dem italienischen Oberstallmeister des Königs, zurück nach Venedig geleitet. Meine Mutter war vor Dankbarkeit außer sich. Neun Monate später wurde ich geboren. Ich bin das erste Kind, das im venezianischen Ghetto zur Welt kam.«

Geschichten wie diese hatte die Prinzessin in ihrer Ausbildung zu schätzen gelernt. »Soll das heißen«, fragte sie, »dass ein christlicher Ritter, nicht der Arzt, dein leiblicher Vater ist?«

Es wäre noch möglich gewesen, die Wahrheit abzustreiten, die er unabsichtlich preisgegeben hatte.

Doch der unverbrüchliche Stolz auf das Erbe seines Blutes verlieh Danilo Mut.

»Ich bin der Sohn eines tapferen christlichen Ritters, ein Kind der Liebe, wie man so sagt.«

Es war nicht weiter erstaunlich, dass die Enthüllung seiner unehelichen Zeugung einen Sinneswandel in der Prinzessin hervorrief. Sie klatschte erfreut in die Hände. Für sie, die in einem Harem aufgewachsen war, gehörte eine ungeklärte Elternschaft zum Alltag. Also nahm sie seine leidenschaftliche Beichte auf wie eine der unzähligen Geschichten über heimliche Liebschaften, die sie aus *Tausendundeiner Nacht* kannte.

»Deine Entschuldigung ist angenommen.« In einer verzeihenden Geste hielt sie ihm die Hand hin. »Immerhin habe auch ich die Stimme gegen dich erhoben. Allerdings liegt mir, so wie dir, Harun ar-Raschid aus persönlichen Gründen am Herzen. Als Oberster Feldherr der Gläubigen ist er ein Vorfahr meines Vaters, der nun selbst diesen Titel trägt. Wir mögen es nicht, wenn man Harun als Sarazenen bezeichnet. Den letzten Ausländer, der dieses Wort in Gegenwart meines Vaters in den Mund genommen hat, hat das den Kopf gekostet. Also höre auf meinen Rat und sprich das Wort Sarazene an diesem Hof nicht aus, wenn du deinen Kopf nicht vor dem Tor der Glückseligkeit auf eine Pike aufgespießt sehen möchtest.«

Erschrocken über ihre eigenen Worte, hielt sie kurz inne und fügte dann mit einem fröhlichen Lächeln hinzu: »Ich habe mich versprochen. Wenn dein Kopf auf einer Pike stecken würde, könntest du ihn dir ja schlecht anschauen.« Sie schleuderte ihre Locken zurück und lief kichernd davon.

Ein seltsames Mädchen. Offenbar schien sie ihn nicht zu verachten, weil er ein Bastard war. Jedoch konnte man ein Mädchen, das von klein auf über *Tausendundeine Nacht* gebrütet

hatte, vermutlich nicht mit einer heimlichen Vaterschaft schockieren. Wenn man es genauer bedachte, hätte sich Danilo für sein achtloses Geständnis keine bessere Zuhörerinnen aussuchen können. Dennoch hatte er ein Geheimnis preisgegeben, das Judah del Medigo selbst seinem Dienstherrn, dem Sultan, verschwiegen hatte – nämlich, dass sein vor kurzem hier eingetroffener Sohn von einem anderen Mann gezeugt worden war. Fürsten mochten es nicht, belogen zu werden. Nicht, dass der Arzt wirklich gelogen hätte, doch womöglich sah der Sultan die Sache anders. Außerdem stand es einem Sohn nicht zu, die Geheimnisse seines Vaters herumzuposaunen.

Die Stimme seiner Mutter im Ohr zu haben, hatte Danilo unvorsichtig werden lassen. Als er sich erinnert hatte, wie sie den Namen Harun ar-Raschid aussprach, war eine so heftige Sehnsucht in ihm aufgestiegen, dass er sich fest auf die Lippe hatte beißen müssen, um die Tränen zurückzudrängen. Doch schon im nächsten Augenblick wurde die Trauer von Furcht abgelöst. Was, wenn Prinzessin Saida gegenüber ihrer Großmutter, der Sultansmutter, erwähnte, wer sein wahrer Vater war? Und wenn ihm dieses Gerücht zugetragen wurde? In einer Welt, in der Kabale, Ränkespiele und Verrat das Zepter schwingen, konnte ein Sultan leicht einen falschen Eindruck gewinnen.

Deshalb nahm Danilo die Prinzessin gleich am nächsten Morgen beiseite.

»Ich hätte dir nicht von meinem leiblichen Vater erzählen dürfen«, beichtete er. »Nun muss ich dich bitten, es vertraulich zu behandeln.«

Zu seinem Erstaunen stimmte sie sofort zu. Eigentlich hätte es damit ausgestanden sein müssen. Aber in jener Nacht träumte er, er sei wieder ein kleiner Junge in Marchesana Isabellas römischem Salon, dienstverpflichtet als Page, während seine Mutter aus den französischen Romanen vorlas, von denen ihre Herrin nicht genug bekommen konnte. Selbst im Traum spürte er den

kratzigen Stoff des gestärkten weißen Hemdes, der *camicia*, das er bei diesen Gelegenheiten tragen musste, und das Gewicht des schweren silbernen Präsentiertellers. Er hatte kaum die Kraft, ihn, ohne zu zittern, hochzuhalten, wenn er den *demoiselles* der Marchesana, seiner Mutter (die beim Lesen gern ein Schlückchen trank) und der großen Dame selbst gewürzten Wein servierte. Die Marchesana, die zwar dick und aufgedunsen war, gab mit ihren gezwirbelten Perlenketten und den mit Ringen bedeckten Fingern dennoch ein beeindruckendes Bild ab.

Vom Platz unter ihnen konnte er gedämpft die Geräusche des Überfalls auf diese prächtige Stadt hören. Schreie, Beschimpfungen und Musketenschüsse geisterten durch seinen Traum. Und trotz der Verheerung ringsum las seine Mutter weiter aus *Orlando Furioso*, dem Epos von Ariosto, vor. An Madonna Isabellas Hof in Mantua wurden täglich laut Werke der Dichtkunst vorgelesen, eine Gewohnheit, auf der sie – Überfall oder nicht – auch in Rom beharrte.

Doch plötzlich, wie so oft in seinen Träumen, wurde der Salon von schwarzhaarigen Sarazenen gestürmt, die offenbar vom Platz aus die Mauern des Palastes hinaufgeklettert waren. Ihr Anführer war der schwärzeste und wildeste von allen: Harun ar-Raschid. Seine Mutter hatte aufgehört zu lesen. Die *demoiselles* kreischten. Madonna Isabella fiel in Ohnmacht. Danilo wachte schweißgebadet auf.

Als er am nächsten Tag beim Lesen wieder über den Namen Harun ar-Raschid stolperte, hielt er inne und schüttete der Prinzessin wieder sein Herz aus.

»Der Name erinnert mich an die Vergangenheit«, erklärte er. »Wenn ich ihn lese, ist es, als käme er aus dem Mund meiner Mutter. Die Familie Este liebte französische *romanzi*. Sie hatten eine ganze Bibliothek voll davon.«

Sie sah ihn verwirrt an, und es war wirklich nicht leicht, eine türkische Übersetzung für das Wort *romanzo* zu finden. Doch da

die Schleusen der Erinnerung sich nun einmal geöffnet hatten, fehlte ihm die Kraft, der Flut Einhalt zu gebieten.

»Weißt du«, berichtete er ihr, »meine Mutter war die Geheimschreiberin von Marchesana Isabella d'Este, der Frau von Marchese Francesco Gonzaga von Mantua.«

»Marchesana?« Die Frage diente eher dem Zweck, Konversation zu betreiben, als der Befriedigung von echtem Wissensdurst.

»Eine Marchesana ist die Ehefrau eines Marchese.« Als er bemerkte, dass sie nicht verstand, beschloss er, dass es nicht schaden konnte, den Rang um ein oder zwei Stufen zu erhöhen. »Eine Art italienische Prinzessin«, fügte er hinzu.

»Ich wusste gar nicht, dass deine Mutter die Schreiberin einer Prinzessin war.« Ihr Ton war merklich respektvoller geworden. »Ich dachte, sie sei nur eine dieser geschäftstüchtigen Jüdinnen gewesen, die für die Damen im Harem die Einkäufe erledigen.«

»Meine Mutter war keine Kleiderhändlerin«, beteuerte er rasch. »Ihr Name war Grazia dei Rossi. Sie hat viele Bücher aus dem Lateinischen und Französischen ins Italienische übersetzt und wurde wegen ihrer Bildung geachtet.«

»Und die Prinzessin, der sie gedient hat?«

»Isabella d'Este ist die Tochter des Herzogs von Ferrara. In Europa nennt man sie *La Prima Donna del Mondo*, die erste Dame der Welt.«

Saida nickte beifällig. Mit Titeln kannte sie sich aus.

»Marchesana Isabella und ihre Familie haben Gedichte in Auftrag gegeben.« Kurz hielt er inne und fuhr dann fort: »So wie dein Vater.« Wieder erntete er Nicken und ein wohlwollendes Lächeln.

»Meine Mutter war in den Diensten dieser Dame«, sprach er weiter, »als Ariosto sein Gedicht *Orlando Furioso* Marchesana Isabella d'Este gewidmet hat, und zwar zu Ehren der Geburt ihres ersten Sohns. Er hat sogar eine seiner Heldinnen nach ihr benannt.«